

Mythos, Makel, Mittelmaß

VON JOSEF JOFFE

Warum trauert Amerika, trauert die Welt um die Kennedys? Weil sie reich, schön und mächtig sind? Von dieser Sorte gibt es viele, und trotzdem würde ihr Schicksal nicht Millionen und Abermillionen bewegen. Reich, schön, mächtig – das ist ein *Teil*, aber nicht das ganze Drama. Entscheidend ist zweierlei: der Mythos und die Tragödie.

Tragödie nicht im klassischen Sinne der Antigone, wo der Zusammenprall feindlicher Werte Tod und Verderben zeugt, sondern in der landläufigen Definition: Der noch junge, unfertige Mensch wird aus unfasbarem Grund niedergestreckt, bevor er überhaupt ausleben kann, was als Verheißung in ihm ist. Von dieser Art der Tragödie haben die Kennedys genug abbekommen – von Joseph, dem älteren Bruder des ermordeten Präsidenten, der im Krieg fiel, über Robert, der 1968 auf der Höhe seines Wahlkampftriumphes, auf dem Weg zur Präsidentschaft gemeuchelt wurde, bis zu John F. Kennedy jr., dessen Flugzeug am Wochenende in der See vor Martha's Vineyard zerschellte.

Aber auch das reicht noch nicht aus, wenn man bedenkt, wie viele tagtäglich in ihrer Blüte niedergemäht werden. Es fehlt der Mythos – das Faszinosum, das entsteht, wenn ein Mensch zu einem vorbildhaften Symbol verklärt wird. So war es seit jeher – von Herkules bis Moses. Aber auch heute, in der Postmoderne? Diese kennt keine Helden mehr, sondern nur noch Leistungsträger; keine Erwählten, sondern nur noch Gewählte; keine Gottgleichen, sondern nur noch Gleiche unter Gott oder Gesetz.

Doch lugt hier bereits ein Zipfel der Erklärung hervor. Ganz gleich wie gleich wir sind – und noch nie waren Rechte und Anrechte gleicher verteilt als im heutigen Westen –, fasziniert uns das Tier, das aus der Herde hervortritt. Da scheint eine anthropologische Konstante am Werk zu sein: das Bedürfnis nach Menschen, die unsere Bedürfnisse verkörpern. Mal ist es ein James Dean, der existentielles Cool verbreitet; mal eine Diana, die erst wirklich interessant wurde, als sie sich gegen eine sie verachtende Königsfamilie durchzusetzen begann.

Es ist eben nicht nur das Reiche & Schöne, sondern das Zeug, das sich zum Mythos verklären läßt. Davon haben die Kennedys zuhauf produziert, und es ist auch kein Wunder, daß dies just in Amerika und nicht in Belgien, Deutschland oder Schweden geschah. Am Anfang steht einer der mächtigsten Mythen überhaupt: der arme Einwanderer aus Irland, dessen Sohn Joseph (der Vater von JFK) in einer fremden Welt – dem Boston der Jahrhundertwende – nach ganz oben klettert. In diesem Boston hieß es damals: „*Irishmen need not apply*“ – Iren brauchen sich um den Job gar nicht erst zu be-

werben. Joe heiratete in die irische Aristokratie, wurde sehr reich und dann „geadelt“: Er durfte als Botschafter nach London gehen.

Sein Sohn John F. spannt den Mythos auf seine Weise fort: der Junge und Schöne, der sich gegen das Graue und Spießige der Eisenhower-Zeit durchsetzt, der dem „Reich des Bösen“, Chruschtschows Sowjetunion, siegreich die Stirn bietet, der – wie es sich für einen Helden gehört – auf halbem Wege ausgelöscht wird. Sein Bruder Robert? Gemordet, just als die Präsidentschaft in Griffweite war und die „rechtmäßige“ Dynastie der Kennedys über die „Usurpatoren“ des Johnson-Clans zu triumphieren schien.

Kein Mythos ohne Held, aber kein Held ohne Makel; auch das wissen wir spätestens seit Siegfried und dem Lindenblatt. Auch Charakterdefekte produzierten die Kennedys zuhauf. Da war Edward, der Senator, der vor genau 30 Jahren auf Martha's Vineyard die Wahlkampfhelferin Mary Jo Kopechne feige ertrinken ließ und so den Thron verspielte. Da waren die diversen Kennedys aus der nächsten Generation, die an Drogen (David) oder an Leichtsinn (Michael beim Skilaufen, jetzt John F. beim Fliegen) zugrunde gingen oder vor Gericht (William) landeten. Ein „Fluch“? Mitnichten. Es war die altbekannte Hybris, die seit Achilles alle befällt, die sich unverwundbar wähen.

Es ist ein amerikanischer Mythos, wie ihn keiner besser verbildlicht hat als Orson Welles in *Citizen Kane*. Aber es ist natürlich auch ein universeller, sonst würde uns hier in Deutschland und Europa der Tod des 38jährigen John F. jr. nicht so in den Bann schlagen. Seit Churchill, de Gaulle und Brandt sind Europa die Helden ausgegangen; jene, die wir uns leisten, sind von der handlichen, nicht von der mythischen Art: Tennisspieler, Torjäger, TV-Typen. Wir bejubeln die Schumi und die Steffis, doch werden sie nicht zu vorbildhaften Symbolen verklärt. Sie sind Helden auf Abruf, bis zum nächsten Wimbledon-Absturz.

Auch gibt es gerade in Deutschland allzu gute Gründe für die allenfalls milde Heldenverehrung. Es gab zuviel davon 1871-1945 – in einer Zeit, die sich beim besten Willen nicht mythisch verklären läßt. Und es gab zu viele falsche, mörderische Mythen, bis hin zu jenen „Helden der Arbeit“ von 1945 bis 1989, die für ein totalitäres Regime aufs Podest steigen mußten. Trotzdem: Dagegen steht jene „anthropologische Konstante“, welche die ewige Sehnsucht nach Erwählten – am besten gleich im dynastischen Bündel – gebiert. Aber noch besser: lieber doch nicht hier, lieber im fernen Amerika, dem Land, das schon als Mythos geboren wurde. Wir halten uns Schröder, Schumi und Steffi; das ist sicherer so.